



Glaubenssachen

Sonntag, 18. Dezember 2022, 08.40 Uhr

Der frierende Engel
Über die Hoffnung in Sartres Weihnachtsspiel
Von Karin Dzionara

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Weihnachten ist ein Ausnahmezustand in der modernen säkularen Welt. Unbegreifliches ereignet sich in der Heiligen Nacht, etwas, das die Menschen zutiefst berührt. Eben weil an Weihnachten der Himmel offen ist.

„Es gibt solche Nächte. Man glaubt, sie würden mit etwas niederkommen, so schwer sind sie, und dann kommt schließlich nur ein bißchen Wind heraus bei Tagesanbruch.“

schreibt Jean-Paul Sartre in seinem Weihnachtsspiel „Bariona oder der Sohn des Donners“. Die Hirten vertreiben sich die Zeit, sie ahnen zwar, dass etwas Besonderes in der Luft liegt, wollen es aber nicht wahrhaben. Zur Kriegs-Weihnacht 1940 wird in der großen Baracke im Stalag XII D auf dem Petrisberg in Trier Sartres Krippenspiel aufgeführt – mitten im Gefangenenlager der Deutschen. Es ist ein Weihnachtstheater mit überraschenden, neuen Tönen in einer der dunkelsten Epochen Europas:

„Das ist eine komische Nacht. Seht, wie nah die Sterne sind, man könnte meinen, der Himmel stößt an die Erde. Und doch ist es schwarz wie in einem Ofen.“

Den Hirten erscheint der Himmel in dieser Nacht schwarz und unergründlich. Sogar die Engel, die ihnen im Gebirge die frohe Botschaft verkünden sollen, sind mutlos und erschöpft:

„Seid still, denn der Himmel hat sich ganz und gar geleert wie ein großes Loch, er ist öde, und die Engel frieren.“

In der Heiligen Nacht 1940 stehen rund 60 Darsteller auf der Bühne in der Baracke, unter ihnen auch Sartre als Mitspieler und Regisseur. Er verbeugt sich, ist bewegt, die Häftlinge applaudieren begeistert. Sein Stück wird auch am ersten und zweiten Weihnachtstag gespielt. Dann gerät es lange Zeit in Vergessenheit. Sein Schöpfer will es so.

Im Kriegswinter 1940 ist der junge Philosophielehrer für einige Monate als Gefangener der Deutschen in Trier interniert. In dieser Zeit organisiert Sartre, Absolvent der Pariser Eliteschulen, in der Künstlerbaracke Theateraufführungen, diskutiert in der Priesterbaracke mit katholischen Geistlichen über Heideggers Philosophie und Rilkes Poesie, schließt Freundschaften, hält Vorträge und singt auch im Chor, der regelmäßig bei den Gottesdiensten mitwirkt.* Offenbar genießt der notorische Einzelgänger die Gemeinschaft. Die Lagerdisziplin ist eher lax und großzügig, der Lagerleiter ist im Zivilberuf evangelischer Pfarrer, an den Gottesdiensten der Gefangenen nehmen auch deutsche Wachsoldaten teil.

Auch das Weihnachtsfest wird mit einer gemeinsamen Christmette und Chormusik gefeiert. Im Anschluss gibt es ein großes Weihnachtsessen. Zeit seines Lebens wird Sartre von dem Zusammengehörigkeitsgefühl im Lager schwärmen – es bleibt ein Schlüsselerlebnis für den Intellektuellen, eine emotionale Erschütterung.

„Bariona oder Der Sohn des Donners“ ist Sartres erstes Theaterstück. Der glaubensferne Existentialist greift dabei jedoch auf christliche Traditionen zurück und lässt sich auf die biblische Überlieferung der Weihnachtsgeschichte nach den Evangelien von Lukas und Matthäus ein. Er übernimmt die alten Mythen von der Verkündigungszene bis zur Flucht nach Ägypten und bringt sie im Stil des mittelalterlichen Mysterienspiels auf die Bühne.

Ein blinder Bänkelsänger begleitet die Zuschauer durch das Geschehen, er führt sie in ein fiktives Dorf in Judäa, die Bewohner leiden unter der römischen Herrschaft. Als die Steuern erhöht werden sollen, ruft der jüdische Dorfvorsteher Bariona die Gemeinde dazu auf, keine Kinder mehr in die Welt zu setzen.

„Meine Gefährten, schließt eure Herzen um euer Leid, umklammert es fest, umklammert es hart, denn die Würde des Menschen liegt in der Hoffnungslosigkeit.“

Barionas Aufruf zum Gebärstreik ist mehr als ein politischer Protestakt - es ist ein Aufschrei der Verzweiflung und zugleich das Credo der gottvergessenen Moderne. Und doch kann der so Verbitterte weder seine schwangere Frau Sarah noch die Dorfbewohner daran hindern, den Hirten nach Bethlehem zu folgen - ihre Sehnsucht nach Erlösung ist stärker. Bariona geht ihnen nach:

„Sie haben die Hände gefaltet und denken: Etwas hat angefangen. Und sie täuschen sich natürlich (...) aber trotzdem, diese Minute werden sie erlebt haben; sie haben Glück, an einen Anfang glauben zu können.“

Um die Menschen vor ihren falschen Hoffnungen zu bewahren, will er das Kind in der Krippe töten: Der Hohepriester der Ausweglosigkeit steht am Abgrund, die Hand an der Krippe, in seiner größten Verzweiflung aber ist er offen für die erlösende Weihnachtsbotschaft, die ihm König Balthasar verkündet:

„Denn siehst du, ein Mensch ist immer viel mehr als das, was er ist. (...) Aber dem, der hofft, ist alles Lächeln, und die Welt wird ihm geschenkt.“

Balthasar spricht von einer Freiheit, die das Leid ebenso einschließt wie die Hoffnung - ein geradezu hymnisches Glaubens-Plädoyer:

„Eine neue Freiheit wird sich in den Himmel erheben wie ein großer eherner Pfeiler, und du würdest das verhindern wollen? Christus ist geboren für alle Kinder der Welt, Bariona, und jedesmal wenn ein Kind geboren wird, wird Christus (...) geboren, um ewig mit ihm verhöhnt zu werden durch alle Schmerzen und um in ihm und durch es allen Schmerzen ewig zu entgehen.“

Sartre selbst übrigens übernimmt an jenem Weihnachtsabend im Kriegswinter 1940 die Rolle des Weisen aus dem Morgenland, der Bariona behutsam zum Glauben führt - und der ihn zum Abschied den „ersten Jünger Christi“ nennt. Bariona widerspricht ihm nicht, denn er ahnt:

„Ich wäre frei, frei. Frei gegen Gott und für Gott, gegen mich selbst und für mich selbst..“

Frei gegen Gott und für Gott – mit dieser neuen Freiheit öffnet sich am Weihnachtsabend der Himmel. Etwas Wunderbares geschieht: In dieser Heiligen Nacht wandelt sich der verzweifelte Gottverlassene zum Retter der Hoffnung. Im Theaterstück ruft Bariona seine Männer auf, für Jesus gegen die Kindermördertruppen des Herodes in den Kampf zu ziehen. So gesehen, könnte Bariona auch ein neuer Paulus in der Glaubenswüste der Moderne sein, einer der Trost und Zuversicht verteidigt, der neue Räume erobert. Das wäre die Pointe dieser gemeinsamen Kriegsweihnacht von Christen und Nichtchristen.

Sartres Weihnachtsspiel ist allerdings kaum bekannt. Vielleicht, weil es eine bislang nur wenig beachtete Seite des Schriftstellers, Dramatikers und Philosophen ins Licht rückt - seine metaphysische Musikalität, zumindest sein Gespür für andere Dimensionen. Diese Offenheit mag manchen irritieren. In Zeiten, in denen christliche Traditionen wie der Martinsumzug im November oder das vorweihnachtliche Krippenspiel im Kindergarten zur Disposition stehen, weil sie als Angriffe auf Anders- oder Nichtgläubige gedeutet werden könnten, zeigt Sartres frühes Theaterstück etwas Entscheidendes: Glaubenstradition und kritische Distanz müssen einander nicht ausschließen.

Sartre reloaded? Sein Biograph, der prominente französische Philosoph und Zeitgeistkritiker Bernard-Henry Lévy, geht noch weiter. Lévy spricht sogar von „Konversion“, von einem „Wendepunkt“ in Sartres Leben, wenn er schreibt:

„Eine zweite Seele in derselben Brust. (...) Als würde Sartre von nun an auf zwei Frequenzen senden, wobei die eine Stimme die andere ständig überlagert, stört, manchmal auch erstickt – und das bis an sein Lebensende.“

In Sartres frühem Weihnachtsspiel verschränken sich Leben und Werk besonders intensiv. Und es zeigt noch etwas anderes: Der Zauber der Heiligen Nacht erfasst offenbar selbst aufgeklärte Weihnachtsskeptiker - bis heute.

In der modernen Literatur geht es jedoch eher um die „Menschwerdung des Menschen“ – der Blick richtet sich nach vorn auf den Nächsten, nicht nach oben zum Höchsten. So lässt sich die biblische Botschaft ins Soziale wenden oder auch politisch aufladen. Ließe sich die christliche Heilsbotschaft von einem leeren Himmel mit frierenden Engeln auf die Erde holen? Und wo ließe sich diese unglaubliche Verheißung in der säkularen Welt verorten?

Im Diesseits deutet sich zumindest ein Fluchtpunkt an: Auch das Weihnachtsspiel des jungen Jean-Paul Sartre lässt sich politisch deuten, als Aufruf im Lager zum Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Eine Lesart, die der politische Denker später selbst gern ins Zentrum rückt. Und doch ist Sartres Weihnachtsspiel mehr als ein weiteres Stück Widerstandsliteratur. Es ist ein leidenschaftliches Spiel mit dem Wunderbaren in einer

Zeit, in der er bereits an seinem Hauptwerk arbeitet: „Das Sein und das Nichts“. Das Werk gilt als die Bibel des Existentialismus.

Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt: Als Jean-Paul Sartre im Frühjahr 1941 aus dem Lager entlassen wird, übrigens mit Hilfe eines französischen Geistlichen, schließt er sich, wie viele französische Intellektuelle, der kommunistischen Résistance an. Er distanziert sich von seinem Weihnachtsspiel, vor allem wehrt er sich dagegen, von der Kirche vereinnahmt zu werden. Zu tief sind die ideologischen Gräben, zu groß die Berührungängste. Doch das Interesse an seinem Stück hält an, nach den Erschütterungen des Zweiten Weltkriegs sucht die verunsicherte Gesellschaft nach neuen Antworten. Und so stimmt Sartre schließlich 1962 der Veröffentlichung seines wohl persönlichsten Theaterstücks zu. In seinem Nachwort zur ersten gedruckten Fassung erteilt er religiösen Deutungsversuchen allerdings eine deutliche Absage, wenn er schreibt:

„Es ging einfach darum, in Übereinstimmung mit den gefangenen Priestern einen Stoff zu finden, der an diesem Weihnachtsabend die breiteste Gemeinschaft von Christen und Nichtchristen herstellen konnte.“

Eine Gemeinschaft auf Zeit trotz unterschiedlicher Weltanschauungen – also ein Minimalkonsens in einer pluralen Gesellschaft. Doch diese Botschaft hat ein gewaltiges Utopiepotential für die Spätmoderne des 21. Jahrhunderts, in der Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen zusammen leben, lernen und arbeiten. Die Kirche hat ihre alleinige Deutungshoheit längst eingebüßt, Fragen nach Sinn, Schuld und Erlösung sind aus den Gotteshäusern ausgewandert – und werden andernorts, in Ethikkommissionen oder auf Theaterbühnen verhandelt. Auch das gehört zu den Paradoxien der Gegenwart: War das Theater Jahrhunderte lang ein Ort der Aufklärung und der Religionskritik, rücken Kunst und Kirche heute wieder zusammen, um sich aneinander zu reiben und aneinander zu wachsen. Grenzgänger deuten Kunst inzwischen als „Dunkelkammer des Passionswissen“.

Bei einem solchen Cross-Over wird gelegentlich auch auf Kirchenkanzeln aus Sartres Weihnachtsspiel zitiert. Und dem Existenzialisten würde diese Lesart vielleicht sogar gefallen. In seiner philosophischen Autobiographie „Les Mots“ – „Die Wörter“ – äußert sich Sartre Anfang der 1960er Jahre selbst zu seinen religiösen Gefühlen:

„Ich erzähle hier die Geschichte einer mißglückten Berufung. Ich brauchte Gott, man gab ihn mir, ich empfang ihn, ohne zu begreifen, dass ich ihn suchte. Da er in meinem Herzen keine Wurzeln schlug, vegetierte er einige Zeit in mir und starb dann.“

Ein Gläubig-Ungläubiger, der den seichten Wohlfühlkatholizismus der bürgerlichen Gesellschaft verachtet und sich früh zur Selbsterlösung entschließt. Wenn sich der Himmel verschließt, muss sich der Mensch öffnen und sich stets neu erfinden – als Antwort auf die Absurdität des Lebens. Der Philosoph Jean-Paul Sartre habe stets gegen sich selbst gedacht, betont sein Biograph Bernard-Henri Lévy. Er spricht von „augustinischer Bitterkeit“. Eine Spannung, die Sartre offenbar Zeit seines Lebens

nicht auflöst, sondern aushält. Im Gegensatz zu seinen Anhängern, die diese fruchtbare Ambivalenz nicht ertragen mögen und die sich empören, als sich der inzwischen erblindete Philosoph und Schriftsteller kurz vor seinem Tod, im April 1980, in einem Interview im französischen „Nouvel Observateur“ zu Wort meldet:

„Ich habe die Hoffnung nie als lyrische Illusion gesehen. Ich habe sie immer, auch wenn ich nicht von ihr sprach, als eine Möglichkeit betrachtet, das Ziel (...) als realisierbar zu begreifen.“

Sartre und sein Prinzip Hoffnung: Dieses letzte Interview wird in Frankreich über Wochen zum Aufreger. Die Rede ist von Verrat. Andere nennen es Aufbruch, sprechen von einer „neuen Offenheit“, von einem „pluralen Denken“, sogar von der „Zeremonie der Wiedergeburt“ nach seinen Erfahrungen im Lager auf dem Petrisberg. Das Gespräch, das er mit seinem Privat-Sekretär geführt hat, erscheint in Deutschland rund ein Jahrzehnt später unter dem Titel „Brüderlichkeit und Gewalt“. Sartre bekennt:

„(...) wir leben den Humanismus nur als das Beste in uns, das heißt, als unser Bemühen, über uns selbst hinauszugelangen in den Kreis der Menschen. Der Menschen, die wir so, durch unsere besten Taten schon vorwegnehmen können.“

Über sich selbst hinauswachsen - Menschlichkeit wird hier zum verbindenden Hoffnungszeichen, zu einem Vermächtnis an die Nachgeborenen. So viel steht fest: Für den Existentialisten Jean-Paul Sartre ist der Glaube keine Lösung. Doch er bleibt eine Option, wenn man Gott nicht als Bedrohung von Freiheit und Autonomie begreift. Dann erst entstehen jene Freiräume, die eine offene Gesellschaft stärken und zukunftsfähig machen.

Argumente für und gegen Gott – dieser Diskurs ist notwendig, wenn sich Weltdeutungsentwürfe nicht gegeneinander ausspielen lassen wollen.

Der Glaube muss sich der Diesseitigkeit aussetzen. Niemand würde bestreiten, dass sich Schlüsselbegriffe wie Menschenwürde, Wahrheit und Gerechtigkeit auch ohne Gott denken lassen. Gerade deshalb ist der Religionssoziologe Hans Joas davon überzeugt, dass die Chance für einen Dialog noch nie so groß war wie heute. Joas schreibt:

„Wenn die Gewißheiten derer verschwunden sind, die Religion für überflüssig und schädlich halten, aber auch die Gewissheit der Gläubigen, dass außerhalb des Glaubens nur Verfall sein könne, dann ist vielleicht eine günstige Stunde für eine neue Betrachtungsweise.“

Joas spricht auch von „Selbsttranszendenz“. Dazu gehören für ihn existentielle Erfahrungen von Liebe und Nähe, von Schuld und Tod. Momente extremer Ergriffenheit ließen sich zwar ebenso gut in einem „Atheismus der Tiefe“ festmachen, sie können aber auch eine Brücke zum Glauben sein, betont der katholische Religionssoziologe. Erfahrungen seien stets an kulturelle und an religiöse Traditionen gebunden, dazu

gehöre auch die Botschaft des Evangeliums. Eine gemeinsame Basis müsse heute aber immer wieder neu definiert werden, schreibt Hans Joas:

„Die These eines komplexen Zusammenspiels von Werten, Institutionen und Praktiken besagt ja zugleich, dass eine einmal erreichte Verwirklichung der Ideale nicht von sich aus gesichert bleibt.“

Ein Balanceakt in der unübersichtlichen Moderne mit ihrer Sehnsucht nach Welt-erklärung und Orientierung. In den vergangenen Wochen wurde Sartre häufig in einem Atemzug mit Albert Camus genannt, dem zweiten großen französischen Existenzialisten. Eine Zeitlang waren sie Freunde, Verbündete im Kampf für eine freie, selbstbestimmte, humane Gesellschaft, dann trennten sich ihre Wege, und damit meist auch die ihrer Jünger, die sich ihrerseits in Glaubenskämpfe verstrickten. Die einen verehren bis heute den düsteren Sartre als rational-politischen Denker, die anderen lieben den versöhnlichen Camus für seinen mystisch-mediterranen Humanismus, feiern seine „Lebenskünstlerschaft“. Zwei Ikonen der radikalen Desillusionierung, die jeweils auf ihre Weise Freiheit, Frieden und Humanität im Diesseits verankern.

Und doch bleibt – fast wie zum Trotz – in Sartres frühem Weihnachtsspiel dieses zarte „Vielleicht“ spürbar, eine Ahnung. Nie wieder wird er so schreiben, nie wieder wird er dem Geheimnis von Weihnachten so nah kommen wie in diesem poetisch-existenzialistischen Entwurf. Auch deshalb gehört „Bariona oder der Sohn des Donners“ zu den ergreifendsten Weihnachtssdarstellungen in der Literatur des 20. Jahrhunderts: Mitten im Spiel entwirft der blinde Bänkelsänger eine wunderbare Szenerie, in der Kunst und Religion offenbar einander bedürfen, um dem Unerklärlichen Ausdruck zu verleihen:

„Und in einem dieser Momente würde ich Maria malen, wenn ich Maler wäre, und ich würde versuchen, den Ausdruck sanfter Kühnheit und Schüchternheit wiederzugeben, mit dem sie den Finger ausstreckt, um die zarte kleine Haut dieses Gotteskindes zu berühren, dessen warmes Gewicht sie auf den Knien spürt und das sie anlächelt.“

Ein Gott eingebunden in eine konkrete Geschichte menschlicher Existenz - berührender lässt sich die Weihnachtsbotschaft kaum in Worte fassen.

* * *

Zur Autorin:

Karin Dzionara, Kultur-Journalistin Hörfunk und Print, Themenschwerpunkt: Dialog zwischen Kunst und Kirche - im Theater, in der Literatur, der Bildenden Kunst und der Musik.

Literatur:

Jean-Paul Sartre: „Bariona oder Der Sohn des Donners“, Rowohlt 2008

Jean-Paul Sartre: „Brüderlichkeit und Gewalt“, Berlin 1991

Jean-Paul Sartre: „Die Wörter“, Rowohlt 1968

Hans Joas: „Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz“, Freiburg 2004

*Hermann Kleber: „Jean-Paul Sartre und der Petrisberg“, in: „Kürenz. Chronik eines Trier Stadtteils“, hrsg. von Hiltrud Holzberger, Trier 2008

Karl-Josef Kuschel: „Das Weihnachten der Dichter. Große Texte von Thomas Mann bis Reiner Kunze“, Düsseldorf 2004

Bernard-Henri Lévy: „Sartre. Der Philosoph des 20. Jahrhunderts“, München, Wien 2002

Jürgen Manemann: „Prophetischer Pragmatismus“, in fiph-Journal 15 / 2010